

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 5

Artikel: Die Klassenzusammenkunft
Autor: Oettli, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Klassenzusammenkunft

Erzählung von Jakob Oettli

Zeichnung von Heinz Stieger

Es war ein glücklicher Gedanke, der sich des Emil Müller, des Paul Gerber und der Bertha Wunderli bemächtigte, der die drei nicht mehr losließ, bis er verwirklicht war, der Gedanke einer Klassenzusammenkunft. Man war jetzt fünfzigjährig, die einen etwas darüber, die andern etwas darunter. 50 — eine schöne runde Zahl; 50 Jahre — ein vernünftiges, bestandenes Alter. Da konnte jeder und jede gar manches erzählen, und zwar nicht nur Begebenheiten aneinanderreihen, sondern auch Lebensweisheit hineinlegen in die Erzählung. Da konnte der eine und die andere vor dem ehemaligen Mitschüler, der ehemaligen Schul-

freundin die Augen aufreißen: «Wie hast du dich verändert! Schon so viele graue Haare! Nein doch! Ganz dasselbe bist du geblieben, wenn man nämlich näher zusieht.»

Das war wohl das Reizvollste, daß Menschen, die vor 35 Jahren dieselben Ängste und Nöte, dieselben Freuden und Hoffnungen, dieselben Niederlagen und Siege erlebt hatten, die vor 35 Jahren zusammengekettet und umschlungen waren durch ein und denselben Schultgeist und die sich seither völlig aus den Augen verloren hatten, denen höchstens noch einige verschwommene Erinnerungen aneinander geblieben waren, daß diese Menschen wie-

der zusammenkamen und fühlten: Wenn man einmal im Leben zusammengehört hat, dann kann man nicht mehr ganz auseinandergeraten. Man bleibt irgendwie verbunden.

Als drum Emil Müller, Paul Gerber und Bertha Wunderli die Sekundarschüler des Jahrganges 1908 zu einer Klassenzusammenkunft einluden, fanden sie ein freudiges Echo. Aus allen Teilen der Schweiz eilten die altgewordenen und zugleich junggebliebenen Jugendfreunde zusammen. Aus New York langte statt des Mannes selber der Brief eines Mitschülers an. Aus Helsingfors traf ein Telegramm ein. Daß außer den zwei Absendern auch noch andere fehlten, die nicht mehr schreiben oder telegraphieren konnten, die vielleicht gar nicht anwesend sein wollten, trübte die Fröhlichkeit höchstens vorübergehend. Das Gelingen der Veranstaltung war zu offensichtlich. Man tafelte. Man plauderte. Man lachte. Und auf die Tafelnden, Plaudernden, Lachenden herabschaute, an der Decke des Saales hängend, ein von einem Klassengenossen kunstvoll verfertigtes Rechteck in Grün, und vom grünen Grund leuchtete, in bunten Blumen, die Zahl 1908. Ja, noch war die Lebenswiese grün; noch blühten Blumen darauf. Man empfand das besonders bei den Reden, die gehalten, bei den Gelegenheitsgedichten, die vorgetragen wurden.

Überhaupt, die Reden und Gedichte! Sie bildeten Höhenpunkte. Sie hatten alle etwas Frohes, zugleich etwas Sichereres, Behäbiges. Klara rezitierte ein Gedicht, das in schwungvollen Versen die Zusammengehörigkeit aller Anwesenden besang, vom Eintritt in die Klasse bis zum heutigen Tage. Keiner kam los vom andern. Schicksalhaft verbunden waren alle. Und man pries dies Schicksal. Keiner brauchte sich des andern zu schämen. Jeder durfte dem andern frisch ins Auge blicken. Georg stellte vergnügt und selbstbewußt fest, daß alle es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu etwas gebracht hatten. Er zählte die Berufsarten auf, in denen alle Respektables leisteten, die Stellungen, zu denen die einzelnen sich emporgearbeitet hatten. Georg selber hatte es zum Kantonsrat und kantonalen Gewerbevereinspräsidenten gebracht. Wenn auch nicht jeder dieselbe Höhe erklommen hatte, wackere und erfolgreiche Kletterer waren doch alle geworden. Otto unterließ nicht, der stattlichen Sekundarschulgemeinde, den treuen Lehrern, über allem dem edlen Geist der Heimat zu

danken für alle Förderung, allen Beistand, den ein jedes in Schule und Leben bis zu dieser Stunde empfangen hatte. Was konnte man einwenden gegen Klaras Verse, gegen Georgs und Ottos Worte? Nur seine Zustimmung konnte man geben.

Unter restlosem Behagen verflossen die Stunden. Und als man auseinanderging, tönte es von allen Seiten: «Auf Wiedersehen in fünf, spätestens in zehn Jahren! Auf Wiedersehen!»

Mit diesem Klang in den Ohren saß Mina Schlumpf im Eisenbahnwagen. Sie nahm das Schülerverzeichnis, welches die umsichtigen Veranstalter jedem Eingeladenen zugestellt hatten, zur Hand. Sie las es gemächlich durch, um jede einzelne Gestalt neu zu beleben. Aber es glückte ihr nicht durchwegs. Da standen Namen, deren Träger heute nicht erschienen waren. In den Preis-, Lob- und Dankreden waren sie übergangen worden. Im Tischgespräch hatte man sie nur kurz gestreift, um schnell wieder zu etwas Heiterem überzugehen. Dasselbe versuchte jetzt Mina. Sie wollte vorbereilen an Hedwig Zihler, an Heinrich Ammann, an Robert Knüsli, die alle nicht zum Fest gekommen waren. Der Versuch gelang ihr ordentlich. Die Namen und die Gestalten verschwanden. Immerhin blieb ein leises Mißbehagen zurück, und die Freude des Tages ging allmählich unter in den andauernden leichten Erschütterungen der Bahnfahrt.

Zu Hause im bequemen Fauteuil sitzend, wartete Mina auf die Rückkehr ihres Mannes, der den Tag ihrer Klassenreise zu einer Verwandtschaftsreise benutzt hatte. Sie nickte ein. Im Halbschlaf zogen nochmals die Erlebnisse des einzigartigen Festtages an ihr vorüber, traumhaft und doch wieder nichts als Traum; dazu waren sie trotz aller phantastischen Einschläge in allzugeordnetem Zusammenhang aufgereiht.

Sie saß wieder im Saal des «Sternen», mitten unter den Klassengenossen. Jetzt kündete der Leiter der Versammlung eine Darbietung an. Klara, die Dichterin, erhob sich. Nein! Es war nicht Klara. Es war eine Person, die nicht in den Kreis gehörte. Es war — wahrhaftig! — es war Hedi Zihler. Mina erkannte sie am braunen Fleck auf der rechten Schläfe und an der widerspenstigen Haarsträhne, die links über die Stirne und nachher über das Ohr verlief. Im übrigen hatte Hedi sich stark verändert. Das Gesicht wies Runzeln auf. Der Blick war traurig. Die Gestalt stand gebeugt.

Hinter ihr wurden vier Kinder sichtbar, die anscheinend bereits den Ernst des Lebens erfahren hatten und der Schule entwachsen waren. Alle trugen ziemlich dürfte Trauerkleider. Hedwig hielt, als wäre sie Klara, ein Blatt vor sich und las mit guter Betonung:

«Wir freuen uns, einander zu begrüßen,
Als wären alle Brüder, Schwestern wir.
Wir freuen uns, die Stunde zu genießen
Der ewgen Jugend an dem Schulort hier —»

Jäh warf sie das Blatt weg, und mit eindringender, geradezu bohrender Stimme fragte sie: «Ist das wahr? Sind wir so innig miteinander verbunden? Sitzt da nicht Hans, mein Schulkamerad und nachheriger Berufskollege meines Mannes? Und was hat Hans getan? Ich will ihn nicht persönlich anschuldigen. Er hat getan, was heutzutage allgemein üblich ist. Er hat für sich gesorgt, hat den Freund im Lebenskampfe aus dem Felde geschlagen, hat als Maler zwei-, dreimal bei großen Aufträgen, beim Schulhaus, beim Spritzenhaus, bei der neuen Kirchenbestuhlung, meinen Mann unterboten. Nötig hatte er's nicht gerade. Er hatte Arbeit genug. Er mußte um dieser Aufträge willen neue Arbeiter einstellen. Und billiger hat er's nicht gemacht. Er hat nur billigere, schlechtere Farben verwendet als wir. Und erwohnt ja nicht einmal in unserm Dorfe. Aber er hat es verstanden, mit gespendeten ‚Halblitern‘ und kleinen Gefälligkeiten die maßgebenden Persönlichkeiten unseres Dorfes einzunehmen, vor allem den Hermann Zingg, eben den, der auch unter euch sitzt; den hat er bestochen.»

Hier erhob sich endlich der Vorsitzende der Versammlung, der bis dahin stuchenbleich dagesessen hatte, um die Redende zur Ordnung zu rufen. Aber seine Stimme erstarb in hilflosem Flüstern. Er schwang die sonst so lustige Präsidentenglocke. Aber sie gab keinen Ton von sich. Unbeirrt fuhr Hedwig weiter: «Es ist nicht wahr, daß wir Brüder und Schwestern sind. Unsere Einigkeit ist Lüge. Unter dieser Lüge ist mein Mann krank geworden.»

«Nicht unter der Lüge, sondern durch den Schnaps ist er krank geworden», warf Hermann dazwischen, dessen Stimme offenbar nicht erloschen war.

Hedwig ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. Sie rief: «Er war solid, bis du und Hans und andere so schlecht handelten an ihm. Von da an, erst von da an ist er ein anderer geworden, leider ein ganz anderer. Und

als er im Kantonsspital starb, war sein letztes Wort ein Fluch, hört ihr's? — ein Fluch über euch, seine und meine schicksalhaft verbundenen Kameraden. Mit einem Fluch ist er gestorben. Und den habt ihr verschuldet. Wehe euch!»

Die Stimme Hedwigs überschlug sich. Die festlich Tafelnden hielten sich krampfhaft an Tisch oder Stühlen. Das schöne Gärtnerwerk über den Häuptern wurde von unsichtbarer Hand geschüttelt. Aus der Jahreszahl 1908 fiel ein Drittel der Blumen heraus. Sie schwebten langsam herab. Die vier Kinder fingen sie mühelos auf. Bald hatte jedes einen Blumenstrauß in der Hand. Die Sträuße in den Händen hochhaltend, schritten sie im Triumph hinter ihrer Mutter aus dem Saal.

Erst als sie draußen waren, kam wieder Leben in die Gesellschaft und Farbe auf die Gesichter. Der Vorsitzende fand die Stimme, und das Glöcklein hatte seinen Klang wieder.

«Wir lassen uns die Festfreude nicht rauen», rief er. «Ich erteile unserm Freunde Georg das Wort.»

Georg, der Kantonsrat und Gewerbevereinspräsident, erhob sich behende. Aber wie Mina recht hinsah, war es Heinrich Ammann. Wie kam der in die Versammlung hinein? Der war ja tot. Mina durchfuhr es kalt. Der da aufgestanden war, hatte zwar Heinrichs Gesichtszüge; aber seine Gestalt war ein Gerippe. Und die Züge waren entstellt und verzerrt wie bei einem durch Selbstmord Gestorbenen. Jetzt brach aus dem breiten Munde ein heiseres Lachen hervor, wie man es um Mitternacht aus gewissen Wirtsstuben hören kann. Darauf folgte eine brockenweise hingeschleuderte Rede.

«Weit gebracht habt ihr es alle. Das ist wahr. Sehr weit. Tüchtig seid ihr alle. Das ist auch wahr. Sehr tüchtig. Und ich — ich gehöre doch auch zu euch. Nicht wahr? Ich hab's auch weit gebracht, bin auch tüchtig gewesen im . . . im . . . Ihr wißt es schon. Ihr kennt mich ja. Ihr habt mich in der Schule wohl leiden mögen. Ich war euer Spaßmacher. Und ihr habt mich immerzu ermuntert: Heiri, erzähl eine dreckige Geschichte! Sei so gut! Heiri, komm mit! Es sieht's niemand. Wieviel habe ich nicht schon mit 15 Jahren gewußt und erlebt! So viel wie ein Dreißigjähriger. Und du übrigens auch. Und du auch. Du weißt gewiß noch. Jene Pinte in Winkelhausen. Und jene Nacht. Und du, Georg, du, die Zierde dieser feinen Gesellschaft! Wo steckst du

eigentlich, Gefährte und Genosse bei meinen Jugendstreichen? Du, der du's so herrlich weit gebracht hast, zu Ehre und Ansehen und natürlich zu Geld, du saßest doch eben noch da, wo ich jetzt stehe. Bist du in mich hineingeschlüpft? Versteckst du dich in mir drin? Bist du, Georg, der Heinrich geworden? Jawohl, das bist du! Du, der Erfolgreiche, ihr alle, ihr Braven, ihr seid, was ich bin. Ihr seid, wo ich bin. Und wißt ihr, wo ich bin, wohin es mich nach einem lustigen Leben verschlagen hat?»

Heinrich stöhnte. Sein Blick wurde starr und stechend. Mina bebte. Ihr Blick ging hilfesuchend zum Vorsitzenden. Der sollte dem Redner Schweigen gebieten. Der aber mühte sich vergeblich, sich von seinem Sitze zu erheben. Er war wie angegossen. Er war die Hilflosigkeit selber. Er konnte es nicht verhindern, daß das lebende Gerippe, eine umarmende Gebärde machend, schrie: «Meine Gefährten, ich bin... ich bin... verloren, ver...»

Die Gestalt versank blitzartig. Beim Verschwinden bildete sie einen trichterförmigen luftleeren Raum. In diesen hinein fiel der zweite Drittel der Blumen vom gärtnerischen Rechteck. Sie flogen genau in der Richtung, in der Heinrich entschwunden war, als wollten sie sich schmückend an ihn hängen.

Augenblicklich atmeten alle auf. Die Präsidentenglocke tönte hell. Die Präsidentenstimme rief munter Freund Otto zu einer selbstverständlich gedankenreichen Ansprache auf. Der Angerufene erhob sich. Aber der Vorsitzende schüttelte den Kopf und mahnte streng: «Ich habe Otto aufgerufen. Keinen andern.»

Sein Protest half nichts. Robert Knüsli stand da und behauptete sich. Er erhob seine schmutzige Hand, winkte wie ein überlegen herrschender Schulmeister und zwang so alle, sitzen zu bleiben. Er grinste, so daß zwei lückenhafte Reihen unsauberer Zähne sichtbar wurden. Statt des fein geschnittenen Rockes, den der gepflegte Otto trug, flatterte um einen nachlässig aufgerichteten Körper ein unordentlicher Kittel, den irgendwer dem Landstreicher geschenkt haben möchte.

«Ihr habt mich nicht eingeladen, Freunde! Warum nicht? Ich bin ja nicht gestorben. Ich hoffe, noch lange zu leben. Warum denn habt ihr mich übergangen? Ihr werdet sagen, daß mir der Verwalter der Zwangsarbeitsanstalt doch nicht erlaubt hätte, zu kommen. Ich

gebe zu: Er hätte mir's nicht erlaubt. Aber ich behaupte zugleich: Das ist euch ganz recht. Es hätte euch nicht gepaßt, einen Vaganten, einen arbeitsscheuen Lumpen in eurer Mitte zu haben. Das wäre ein Schönheitsfehler an dieser reizenden Gesellschaft. Ihr habt meinen Namen lieber gar nicht ausgesprochen, habt mich stillschweigend ausgestoßen. Jetzt bin ich halt doch erschienen, ich, die Schande meiner Heimatgemeinde. Ich lasse mich nicht wegschieben. Ich gehöre zu euch. Wenn die Sekundarschulgemeinde, die Sekundarlehrer, der edle Geist der Heimat euch gefördert haben, so haben sie doch wohl auch mich gefördert. Und wenn ich nun halt zum Taugenichts herangebildet wurde, wenn meine Willenlosigkeit mich nie auf einen grünen Zweig kommen ließ, wenn nirgends Stützen zu finden waren, die mich fest machten, weder im Staat noch in der Kirche, wenn ich Weib und Kind vernachlässigte — bin ich mit allem aus eurem Kreise herausgefaut? Was habt ihr im Grunde anderes getan als ich, der ich mein Behagen gesucht habe? Was für ein Recht habt ihr, mich, den zu euch Gehörenden, totzuschweigen? Sind nicht auch eure Hände ungewaschen, eure Zähne ungeputzt, eure Körperhaltungen nachlässig, eure Kittel schlottrig, solange dies alles von mir, eurem Mitschüler und Mitbürger, gilt? Ist nicht jedes von euch ein heruntergekommener Robert Knüsli?»

Das ließen sich allerdings die Nächtsitzen den nicht bieten. Sie erhoben sich wie ein Mann, um den windigen Schwätzer hinauszustoßen. Sie konnten aber ihr Vorhaben nicht ausführen. Der sonst als kriechender Schmeichler und scheinheiliger Bettler bekannte Robert sah diesmal trotzig um sich, wuchs beängstigend in die Höhe, bis seine Hand die grüne Tafel erreichte, die noch den Rest der Blumen des Jahres 1908 aufwies. Er schüttelte sie, und die Blumen fielen herab, gerade auf Robert. Es war komisch anzusehen, wie sie auf seinem verbogenen, unansehnlichen Filzhut lagen, hübsch zum Kranz geordnet auf dem Rande, wo die Lorbeerkränze zu liegen pflegen. Also geschmückt, schritt er hinaus auf die Landstraße, die keinen so gut kannte wie ihn.

Wehmütig schaute Mina empor zur schmucklosen grünen Fläche über den Häuptern. Jetzt hörte sie das Zuschlagen der Türe des Gastes hauses, in welchem sie saßen. Darob erwachte sie aus ihrem Dämmerzustand. Als bald wurde

ihr bewußt, daß nicht Robert Knüsli die «Sterne»-Türe zugeschlagen hatte, daß vielmehr ihr heimkehrender Mann die Haustüre, und zwar sorgfältig, ins Schloß legte.

Ihm erzählte sie von den Erscheinungen der drei gespensterhaften Schulkameraden. Da wurde er sehr nachdenklich und meinte: «Man könnte da sagen, daß du diese Gestalten aus deiner Seele, deinem Gewissen zu verdrängen

suchtest, daß dir aber das Verdrängen nicht ganz gelang, daß sie drum in so seltsamer Weise wieder hervorbrachen. Aber vielleicht ist es mehr als das. Es kann sehr wohl die Rache der Erniedrigten und Beleidigten sein. Ich halte es für möglich, daß unsere selbstgefällige Gesellschaft dauernd mehr, als ihr bewußt ist, von diesen Leuten geplagt und — gestraft wird.»

Der kleine Familienfilm



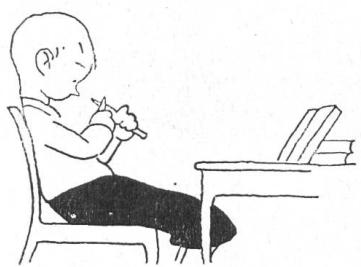
Öffnet Rechenbuch, stellt es auf, greift nach Bleistift und seufzt.



Überlegt sich dieses und jenes, während er nachdenklich am Bleistiftende kaut.



Rafft sich auf, beginnt mit der ersten Rechnungsaufgabe und beschließt, Bleistift zu spitzen.



Fischt das Messer aus der Tasche und spitzt Bleistift.



Schnitzt seine Initialen in das Bleistiftende. Das Messer glitscht aus und verkratzt das Pult.



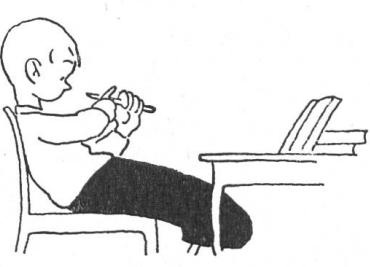
Feuchtet Finger an und reibt Ritze. Hofft, daß man sie nicht sieht.



Geht zur Rechnungsaufgabe zurück. Hört auf, um in das Bleistift das Abzeichen seines Pfadistamms einzugraben.



Nimmt an, er muß jetzt wirklich hinter seine Aufgaben, seufzt und macht sich an die Arbeit.



Beschließt, Bleistift muß wieder gespitzt werden, und so geht es weiter.